Foto: Jan Scheffner Fotografie

SAXOFONIST JOHANNES ENDERS ÜBER

HEIMAT

Von Klaus Härtel

Wenn man die bayerische Landeshauptstadt München hinter sich, den Starnberger See links und den Ammersee rechts liegen lässt, dann kommt man nach nicht allzu langer Fahrt in einen der wichtigsten Orte des Pfaffenwinkels im bayerischen Oberland – nach Weilheim. Weilheim ist nicht nur Geburtsstätte der Indie-Band »The Notwist«, sondern auch Heimat des Musikers Johannes Enders. Und über genau dieses Thema haben wir mit ihm gesprochen. Ein Heimatbesuch.

Ob es schwierig ist, mit dem Saxofonisten einen Termin für ein Treffen zu vereinbaren? Ist der Papst katholisch? Johannes Enders ist, gelinde gesagt, ein vielbeschäftigter Mann. Er ist gerade mal knapp über 50 und hat an über 100 Produktionen mitgewirkt. »Nebenher« ist er noch Professor für Jazz-Saxofon an der Hochschule für Musik und Theater »Felix Mendelssohn Bartholdy« in Leipzig. Aber es soll klappen. Vor dem verhältnismäßig langfristig anberaumten Treffen fragt man lieber *nicht* noch einmal nach – nicht, dass ihm dann noch was dazwischenkommt…

Es ist nass und kalt an besagtem Morgen, herbstlich. Selbst die sonst so farbenfrohe Entenschar am nahegelegenen Ammersee schwimmt geradezu grau in grau. Nach dem ersten Klingeln öffnet ein Zwei-Meter-Hüne die Tür. Seine Füße stecken in weißen, leicht abgetragenen Hausschuhen, Johannes Enders trägt Jeans und eine graue Kapuzensweatjacke. Dem fragenden Blick folgt ein joviales »Was gibt's?« Hat er den Termin vergessen? Frisur – grau und eben absichtlich nicht akkurat gescheitelt – und schwarz eingefasste Brille könnten auf einen zerstreuten Professor deuten. »Clarino? Klar! Komm rein!«

Es gibt frischen Kaffee und auf dem Tisch liegt das aktuelle Album »Endorphin«. Das jüngst beim Münchner Label erschienene Album weist zahlreiche Bezüge zu Enders Wurzeln auf. Das Thema »Heimat« bietet sich an. »Manchmal gibt es Flashbacks, die einen weit zurückführen, ausgelöst durch

» TRILOGIE

Das aktuelle Album »Endorphin« (2018) bildet den Abschluss einer ganz persönlichen Trilogie aus Leiden, Sinnsuche und Happyend. Die Vorläuferalben sind »Billy Rubin« (2011) und »Mellowtonin« (2014). Alle Alben sind bei enja erschienen.

www.johannes-enders.com

bestimmte Orte oder Gerüche. Plötzlich schweifen die Gedanken dann in die Vergangenheit, in eine Zeit, in der vieles leichter und einfacher war. Ich empfinde das als etwas Schönes, denn als junger Mensch kann man Glück noch viel intensiver spüren.« Ein paar dieser Gefühle holt sich Johannes Enders zurück, indem er im Geiste noch einmal die »Lucky Joe Street No. 4« – ein Titel der CD – entlang marschiert, die Adresse des Elternhauses in Weilheim, die Hans-Glück-Straße Nummer 4.

In Weilheim ist Johannes Enders geboren, hierher kehrte er nach zahlreichen Stationen – München, Graz, New York, Südafrika – zurück. Was bedeutet »Heimat« für ihn? »Ich ziehe wahnsinnig viel Inspiration aus der Heimat. Mich inspiriert es, wenn ich in die Berge fahre oder an den See.« Die Natur sei ein wesentlicher Bestandteil seiner Heimat. Hier könne man sich immer wieder kalibrieren auf das Wesentliche. »Rilke hat ja mal gesagt: ›Städte sind verlorene…‹ und in der Stadt verliere ich mich ziemlich schnell.« Zur Heimat gehört für den Saxofonisten durchaus dazu, zum Bäcker zu gehen und erkannt zu werden. Heimat hat viel mit Identität zu tun, findet Enders. Doch was hat Weilheim, was München, Graz oder New York nicht haben? »Es ist ein Spirit, den ein Ort ausstrahlt«, findet er. Genau benennen kann er nicht, was Weilheim nun ausmacht. »Ich bin ein Familienmensch, wohl deshalb bin ich früher aus New York zurückgekommen.« Johannes Enders erinnert sich gerne an seine Kindheit und die Orte, an denen er aufgewachsen ist.

Als Musiker führt man in der Regel ein gewisses Vagabundenleben. Man ist überall und doch nirgends zu Hause. Und genau deshalb ist die Heimat für Johannes Enders so wichtig. Sie ist Bezugspunkt. »Das Unterwegssein ist dann die andere Seite und zwischen diesen beiden baut sich eine Spannung auf.« Unterwegs zu sein – im Zug, im Flieger, im Tourbus – habe auch etwas Befreiendes. Heimat zeichne sich auch dadurch aus, findet der Musiker, »dass es fast bei jedem Wetter schön ist«. Er schaut aus dem Fenster, der Nebel liegt bleischwer und trüb über der Straße, den Hecken und dem Rasen. »Berlin etwa ist eine tolle Stadt – aber bei dem Wetter…?« Er lässt die Frage einfach mal so im Raum stehen. »In der Natur ist das Wetter egal. Natur spendet Trost.« Die Stille sei ihm immens wichtig. Reizüberflutung könne er gar nicht gebrauchen. Begleitmusik, Straßenlärm, solche Dinge. »Am schlimmsten ist es auf Partys mit lauter Musik, auf denen man sich dann noch unterhalten muss. Da denke ich spätestens nach einer halben Stunde: Holt mich hier raus!« Johannes Enders lacht.

> ***» Tradition? Ich muss mir keine Lederhose anziehen, um mich als Bayer zu fühlen. «***

»Wenn Heimat etwas Statisches hat, sich nicht bewegt, finde ich das nicht so toll«, führt Enders aus. In der Volksmusik gebe es tolle Aspekte, doch vieles bewege sich hier zu wenig. »Da fließt nichts!« Enders setzt den Heimatbegriff nicht mit Tradition gleich. »Tradition ist erstarrte Heimat.« Natürlich sei Tradition nicht unwichtig für die eigene Identität, »ich finde schön, dass es Traditionen gibt, doch ich muss mir keine Lederhose anziehen, um mich als Bayer zu fühlen. Und ich fühle mich als Bayer!«

In der Hans-Glück-Straße in Weilheim hat Enders den größten Teil seiner Jugend verbracht. »Dieser Ort hat etwas Magisches. Das Haus lag am Stadtrand mit Blick auf die Berge. Daneben lag das SOS-Kinderdorf, in dem mein Vater gearbeitet hat. Im Keller der Sporthalle konnte ich Tag und Nacht üben und oben Basketball spielen. Es war eine ganz tolle Zeit.« Auch weitere Stücke auf »Endorphin« haben Heimatbezug. »Franz & Paula« heißen Enders' Kinder und der Gedanke hinter »Memory Ship« ist, dass man »wie in einem Fellini-Film noch einmal in die Heimat fährt. Man befindet sich auf einem Fluss und sieht die Ufer im Nebel. Es spielen sich dort Szenen aus der Vergangenheit ab. Der Prozess des Erwachsenwerdens ist auch mit 20 noch lange nicht abgeschlossen.«

Doch nicht nur die Heimat wird thematisiert. Endorphine, weiß das Lexikon, sind körpereigene Opioidpeptide, die in der Hypophyse und im Hypothalamus produziert werden. Als Glückshormone werden sie bezeichnet, als körpereigene Droge. Kann Musik da nachhelfen? »Wenn ich auf der Bühne stehe, möchte ich das Publikum auf jeden Fall mit einem positiven Gefühl nach Hause schicken. Das ist auch unser Job als Musiker.« Und die »Droge Musik« weise zudem weniger Nebeneffekte auf als andere Rauschgifte. »Für mich ist Musik auf jeden Fall eine Droge. Es schüttet in mir etwas aus, von dem ich abhängig bin. Ohne würde es nicht gehen. Wir leben in einer Gesellschaft, die von Zeit und Terminen geprägt ist. Musik hat die Macht, die Zeit stehen zu lassen.« Enders erfährt das selbst immer wieder. Der Organisationsstress lässt ihn manchmal denken: »Warum machst du das eigentlich? Aber sobald ich dann auf der Bühne stehe, weiß ich es wieder.«

»Endorphin« ist das letzte Stück einer ganz persönlichen Trilogie aus Leiden, Sinnsuche und Happyend. Der erste Teil hieß im Jahr 2011 »Billy Rubin«. Das Album nahm Enders nach einer schweren Krankheitsphase auf. Pfeiffersches Drüsenfieber. »Vor zehn Jahren ging es mir richtig schlecht und es stand auf der Kippe…« Die Stimme des Saxofonisten senkt sich, er wirkt nachdenklich. Mit »Mellowtonin« im Jahr 2014, seine Stimme hebt sich merklich, »habe ich wieder ein bisschen Fahrt aufgenommen«. Diese Krankheit habe Prozesse in Gang gesetzt, die nicht nach einem halben Jahr vorbei seien. Man denkt nach, Wertigkeiten verschieben sich. »Endorphin« soll der Abschluss dieses Prozesses sein. Die Frage sei immer, wie viel man in der Musik von sich preisgeben solle. »Aber man spiegelt in der Musik ja seine eigene Identität wider – deshalb ist es so.« War die Musik auch ein Rettungsring in den vergangen zehn Jahren? Sicherlich. »Die Aufnahmen sind immer auch eine Blaupause von dem Zustand, in dem man gerade ist.« So sehr wohl scheint ihm beim Gespräch über die Krankheit nicht zu sein. Er selbst nennt es Verwandlung. »Krankheit klingt immer so negativ. Das kann langsam auch ad acta gelegt werden.« Die Stimme sanft, die Botschaft resolut.

Für Musiker geht es heutzutage auch darum, ihre eigene Stimme zu finden. Seit fast zehn Jahren möchte Johannes Enders als Professor in Leipzig seine Studenten inspirieren. Kann man Jazz lehren? »Jein« ist seine diplomatische Antwort. »Ob man musikalisch noch große Dinge erfinden kann?« Johannes Enders zuckt mit den Schultern. »Aber seinen eigenen Sound kann jeder für sich finden! Vor allem beim Saxofon.« Eifern die Studenten dem Professor nach? »Clark Terry hat immer gesagt: ›Imitate, assimilate and innovate‹. Vorbilder sind irrsinnig wichtig. Aber dieses Vorbild dann wieder abzustreifen, ist oft gar nicht so leicht.« Auf der Webseite der Leipziger Hochschule kann man lesen, dass Enders »Deutschlands derzeit einflussreichster Jazz-Saxofonist« ist. Das mag stimmen, ist dem 51-Jährigen aber irgendwie unangenehm. »Das ist schon ein bisschen hochtrabend«, findet er, »und das verändert sich ja auch immer.«

Verrückt sein – im positiven Sinne – sei die Voraussetzung, den Weg des Berufsmusikers einzuschlagen, meint der Berufsmusiker. Ob es früher einfacher gewesen sei, vermag er nicht zu bewerten: Versprechen könne man niemandem, dass man von der Musik leben könne. In der Musik gebe es aber doch viele Standbeine. Man müsse eben breit aufgestellt und flexibel sein. »Und Sozialkompetenz kann auch nicht schaden. Wenn man sehr introvertiert ist und kommunikativ eher eine Pflaume, dann ist es auch schwer.« Für Enders war die Vorstellung, einen Job zu lernen und den für den Rest des Lebens zu machen, »ein absoluter Graus«. Der Saxofonist hatte das Glück, dass seine Eltern ihn und seine Träume immer unterstützten. »Ich musste lediglich mit 17 mit meinem Vater einen Deal machen. Ich musste ihm versprechen, dass ich ›was Gescheits‹ lerne.« Allein die Betonung lässt erahnen, mit welcher Begeisterung Enders die Ausbildung zum Fernmeldehandwerker absolviert hat. »Doch danach konnte ich machen, was ich wollte.« Im Rückblick empfindet Enders den sanften Druck seines Vaters genau richtig. »Ich hatte zwar die Entschlossenheit, doch man wusste ja nicht, wohin es führt.«

> ***» Geld? Ich mache das, weil die Entwicklung einfach nicht stehen bleibt. «***

Bei Johannes Enders führte das sehr weit. Über 100 Produktionen hat er schon hinter sich, drei neue bahnen sich gerade schon wieder an. »Eigentlich ist das völliger Irrsinn, weil der CD-Markt verschwindet.« Bedenken wischt er im selben Atemzug beiseite. »Aber deshalb macht man das ja nicht. Ich will ja nicht viel Geld verdienen. Ich mache das, weil die Entwicklung einfach nicht stehen bleibt. Das treibt mich an – und das ist Fluch und Segen zugleich.« Heute muss Johannes Enders auch schon mal Anfragen ablehnen, weil einfach die Gefahr besteht, dass man sich verzettelt. Doch nur ein Projekt zu haben, kann er sich beim besten Willen nicht vorstellen. »Da würde ich schnell die Lust verlieren, das würde mir schnell zu langweilig. Ich bin da ein bisschen wie ein Schauspieler, der immer wieder in andere Rollen schlüpft.« Der »rote Faden« aber bleibt. Der Sound bleibt – egal welches Projekt, egal welches Genre, egal welche Besetzung – immer unverkennbar Johannes Enders. »Ich habe das nicht erzwungen. Das hat auch wieder viel mit Identität zu tun.«

»Es gab viele Phasen, in denen ich meinen Sound gehasst habe.« Coltrane sei immer sein großes Vorbild gewesen. Die »Ablösungsphase« führte dann dazu, dass er anderthalb Jahre gar nicht mehr spielte, »weil ich den Sound nicht mehr ertragen konnte«. Wenn man Sachen so sehr liebe, stelle sich manchmal auch das gegenteilige Gefühl ein. »Heute habe ich das Gefühl, eine bessere Balance zu haben als früher. Damals habe ich mich nur mit der Musik identifiziert. Heute könnte ich vielleicht sogar ohne Saxofon leben. Holzhacken in Kanada vielleicht?«, wirft er lachend ein. Irgendwas Kreatives aber müsste es schon sein, gibt er zu. Doch Johannes Enders ohne Saxofon? Das ist im ersten Augenblick recht schwer vorstellbar.

Foto: Thomas Radlwimmer